

Indien

wie wir es erlebten

(1984)

Ein Reisebericht
von Erica und Frank Becker
(aus Mandurah, Westaustralien)

Liebe Leserin, lieber Leser,

Eine aktuelle Auflistung ALLER bisher erschienenen Hefte aus der Reihe „Schönberger Blätter“ und die Möglichkeit zum Download finden Sie unter:

<http://www.krause-schoenberg.de/materialversand.html>

Beginnend mit Heft 48 wird die Reihe um einige heimatgeschichtliche und zeitgeschichtliche Beiträge erweitert.

Viel Spaß beim Lesen!

Rückfragen, Hinweise und Kritik richten Sie bitte an:

Joachim Krause, Hauptstr. 46, 08393 Schönberg,

Tel. 03764-3140, Fax 03764-796761,

E-Mail: krause.schoenberg@t-online.de

Internet: <http://www.krause-schoenberg.de>

Druck: 08.04.24

Die Deutsche Erika (später Erica) geb. Hennig heiratete nach dem Zweiten Weltkrieg den britischen Staatsbürger Frank Becker. Gemeinsam suchten sie eine neue Heimat und entschieden sich („flip the coin!“) für Westaustralien. Sie ließen sich in Mandurah bei Perth nieder und gründeten ein Juweliergeschäft. In ihre Familie wurden 3 Töchter geboren. Hin und wieder gingen Beckers auf größere Reisen.

Der Text des hier vorliegenden Reiseberichts wurde wohl zunächst auf Englisch verfasst und später von Verwandten in Deutschland übersetzt.

Der Herausgeber hat seine alte, entfernt verwandte „Tante Erika“ im Jahr 2009 in Perth besucht – Reisebericht hier: <https://www.krause-schoenberg.de/SB135-Ein-wenig-Weltanschauung-meine-gro%C3%9Fen-Reisen.pdf>

Indien

wie wir es erlebten

Ein Reisebericht von Erica und Frank Becker, Mandurah 1984

Viele Leute haben uns gefragt: Warum wolltet ihr nach Indien reisen? Unsere Antwort lautete: Indien hat uns immer fasziniert, ganz besonders Frank, da er an indischer Philosophie (Vedanta) interessiert ist und seit seinem ersten Besuch vor 19 Jahren einen Briefwechsel mit einigen Indern begonnen hatte, unter ihnen hochgebildeten und geistvollen Persönlichkeiten; außerdem hat er eine Anzahl indischer karitativer Organisationen finanziell unterstützt. Auch hatte ich selbst vor mehreren Jahren einen flüchtigen Eindruck von Indien, als ich auf der Heimreise von Europa einige Tage in Delhi, Agra und in Nordindien in Mussoorie, einem Gebirgsferienort, verbrachte.

Indien ist nicht nur ein Land, es ist ein Subkontinent. Von Nord bis Süd, Ost bis West ist die Bevölkerung verschieden nach Sitten, Kulturen, Sprachen, Religionen und Lebensarten; und auch die Landesnatur ist ganz verschieden. Es ist eine unglaubliche Vielfalt, die Indien zeigt, eine Welt, die einem irgendwie ins Blut geht. Abneigung oder Liebe man kann einfach nicht an Indien vorbeigehen. Man kann dieses Land nicht gleich verstehen, man kann nur Erfahrungen sammeln. Es ist ein Land mit etwa 750 Millionen Menschen, die gleichzeitig einen Atomreaktor bauen können und dabei alte Sitten beibehalten, wie es sich mit seinen jahrhundertealten Holzpflügen jeder vernünftigen Überlegung widersetzt. Einfach nur Indien als ein Land der Gegensätze zu bezeichnen, ist irreführend; die vorherrschende Eigenschaft Indiens ist seine Einheitlichkeit, sie ist erstaunlich, wie jeder wissen wird, der es einmal allein nur kurz besucht. Was natürlich alles so gleichmacht, ist die Armut; aber die Grundstimmung ist überall eine geheimnisvolle Geistigkeit, die (trotz Tigerjagden und Feuerbestattungen mit Lebenden) zum Ausdruck kommt in ihren edelsten Formen als leidenschaftliche Ehrfurcht vor dem Lebe und der Natur. Trotz ihrer Armut (z. B. beobachteten wir Bauernfrauen, die auf einem bewässerten Feld Reis einpflanzten) ist man davon überzeugt, dass sie alle glücklicher sind, als sie zu sein scheinen. Wegen ihrer Unkenntnis des materiellen Lebens haben sie es besiegt. Anders als wir aus unserer westlichen Welt, die wir entschlossen sind, die Natur zu zerstören, haben es die Inder verstanden und gelernt mit ihr eins zu sein.

In Indien gibt es nicht immer den Weg, den man sich vorgenommen und erwartet hat. Es ist fern von all den Ländern, die man leicht erreichen kann, wenn man um die Welt reist. Es kann hart hergehen, manchmal wirft einen die Armut fast zu Boden. Die indische Bürokratie stellt Geduld und Ausdauer auf eine harte Probe, überall spielt sie eine große Rolle. In Indien kann man nicht so wie in einem Krankenhaus einfach einen Besuch machen, man muss überall erst praktische Erfahrungen sammeln, mit allen Sinnen wird man gefordert, und das vergisst keiner so leicht.

Wir machten unsere Reise auf eigene Faust und nicht mit einer organisierten Reisegesellschaft. Wir wollten unabhängig sein und entschieden stets allein, was wir tun wollten, was besichtigen, wie lange wir bleiben wollten, was essen und wo übernachten. Diese Vorteile leuchteten ein, aber wir mussten auch Nachteile mit in Kauf nehmen. Wenn wir mit der indischen Bürokratie zu tun hatten, brauchten wir viel Zeit, auch

um einzukaufen; wir mussten oft Schlange stehen, um Fahrkarten oder Eintrittskarten zu lösen. Wir hatten allerdings ein vorzügliches Reisehandbuch, das uns über alles Wesentliche unterrichtete in Indien, die Sehenswürdigkeiten, Hotelmöglichkeiten, dazu Winke gab für die Ernährung und religiöse Sitten, was eben zu empfehlen und was vermeiden war.

So dachten wir und meinten, mehr oder weniger alles Notwendige zu wissen, auch von unseren früheren Erfahrungen her. Aber es wurde vieles ganz anders, als wir erwartet hatten, wenn auch nicht alles. MADRAS (jetzt Chinnai), die erste indische Großstadt, die wir zu Fuß erkundeten, bewirkte bei uns einen regelrechten Kulturschock, denn alles war so völlig anders als in Australien (und jetzt ganz besonders nach dem Besuch von SINGAPORE, dieser blühenden, gesunden und bestens organisierten und disziplinierten Großstadt!). Aber dieser erste Schreck nahm allmählich ab, wir gewöhnten uns rasch an gewisse andere Lebensbedingungen, die sich dann während unserer Reise wiederholten: das feuchtheiße Klima, das Ameisengewimmel der Menschen auf den Straßen, den betäubenden Lärm des völlig ungeordneten Verkehrs, den Schmutz und Unrat, dazu den Gestank in bestimmten Stadtteilen, den schrecklichen Slums, dann die völlig heruntergekommenen Wohnhäuser zwischen manchmal gut aussehenden Gebäuden aus der alten britischen Zeit, wohlhabender und für den Touristen sehr attraktiv. Für einen Touristen ist es natürlich leicht, da alles zu verurteilen und zu verachten, was er da zu sehen bekommt, wenn er nicht dazu kommt, die enormen Probleme im Bilde Indiens zu begreifen und zur Lösung bessere Bedingungen zu finden; das ist alles nicht einfach.

Wenn wir nun so durch die Straßen und Plätze wanderten, benutzten wir, abgesehen von unseren eigenen Füßen, in den Städten die öffentlichen Verkehrsmittel. Wir fuhren mit sogenannten Auto-Taxis, einer geräuschvollen Dreiraderfindung mit Zweitaktmotor: der Fahrer sitzt vorn und wir Fahrgäste dahinter. Die Taxis sind mit Kilometerzählern versehen, aber oft behauptete der Fahrer, der wäre nicht in Betrieb. Besonders bei Touristen hat er somit die Möglichkeit, den Fahrpreis nach Belieben zu bestimmen. Häufig bekamen wir die Antwort: "Was Sie wollen!". Diese Autotaxifahrer fahren wie die Teufel in geradezu selbstmörderischer Weise auf und neben der Fahrbahn, sie quetschen und drängen ihr Taxi mitten durch den übrigen Verkehr, rücksichtslos sehr dicht an den heiligen Kühen vorbei, die gemächlich umhertrotten oder unbeweglich mitten auf der Straße stehenbleiben, völlig ungerührt. Unglaublich, was einem da alles begegnet an uralten Rickshaws mit oder ohne Motor, Ochsenkarren hochbeladen, pferdebespannte Zigeunerwagen, Fahrräder, Motorräder (wir sahen einmal eine ganze vierköpfige Familie ohne Schutzhelme, der Vater als Fahrer, sein Kind vor ihm an die Lenkstange angehängt, seine Frau hinter ihm, breitbeinig im wehenden Sari das Baby auf dem Schoß! – ein Bild, das uns Schauer einjagte), dann Handkarren, Busse, Taxis, Privatautos, überraschend elegant, sauber und glänzend (nur die wohlhabenden Inder können sich so etwas mit Diener leisten), und schließlich die ungezählten Fußgänger.

Von KASCHMIR abgesehen, verfügt Indien über ein ausgedehntes Eisenbahnnetz (meist mit Dampflokomotiven) und mit verblüffend pünktlichen Abfahrts- und Ankunftszeiten. Wir zogen es vor, 1. Klasse zu reisen. Verglichen mit der überfüllten 2.Klasse war das natürlich sehr komfortabel. Beständig bietet Zugpersonal indische Erfrischungen zum Essen und Trinken an, auf breiten Tablettts, bis über die Schultern hoch beladen. Meist benutzten wir öffentliche Busse (die Fenster ohne Scheiben, also offen), die vor allem die kleinbürgerlichen und armen Volksmassen befördern. Außerhalb der Städte sind sie immer hoffnungslos überladen, wie die Weintrauben hängen die Inder außen an den Türen, ja sie kauern sich sogar, selbst auf langen Fahrstrecken, hoch

oben auf den Busdächern zwischen den Gepäckstücken und Ballen. Diese Busse sehen meist sehr schmutzig aus, sie sind alt und verschrammt, sie klappern und rattern, dazu ist die Polsterung zerrissen und die Sitze lose oder rutschen weg. Drollig genug ist die Vorderseite, aber auch oft die Rückseite solcher Busse mit Blumen- und Tierbildern bemalt, und vorn im Fahrerstand innen, dem Fahrer gegenüber, finden sich Girlanden von frischen Blumen oder auch Papierblumen mit Bildern der verschiedensten Gottheiten. Das Reisen in solch einem Bus, manchmal bis zu 8 Stunden, war ziemlich erschöpfend, aber höchst interessant, weil es uns in Kontakt brachte mit dem wirklichen indischen Leben. So wie die anderen rasen auch die Busfahrer wie die Verrückten durch das Verkehrsgewühl, auch auf den Landstraßen, überholen mit halsbrecherischer Geschwindigkeit und benutzen dazu ununterbrochen ihre gellend laute Hupe bei jeder Gelegenheit. Und dazu dann die frommen Zurufe und Sprüche vorn oder hinten am Bus wie "Viel Glück!" oder "Vertrau auf Gott!" – meist sehr passend!

Buchen oder Abholen der reservierten Fahrscheine stellte unsere Geduld auf eine harte Probe bei dieser Bürokratie und Unfähigkeit, mit dem Publikum, das in langen Schlangen wartete, wo alles mit großen Buchstaben gekennzeichnet war, umzugehen. Indessen erlebten wir, dass wir als Touristen oft bevorzugt abgefertigt wurden, sogar liebenswürdig, wenn wir unerschrocken ins Büro des Inspektors gingen und unsere Enttäuschung zum Ausdruck brachten. Wenn wir einmal reservierte Fahrscheine für eine Bahnreise erhalten hatten, fanden wir und die anderen Fahrgäste unsere Namen und Bettnummern auf einem Zettel außen am Wagen angegeben für unser besonderes Zugabteil. Eine ausgezeichnete Idee! Um überall im Lande auf Verständnis zu stoßen, muss man natürlich auch selbst verstanden werden können. Englisch wird von gebildeten Indern fließend gesprochen und verschiedentlich auch von Regierungsbeamten und anderen im öffentlichen Dienst sowie auch von Geschäftsinhabern. Dabei gibt es ungefähr 15 offizielle Schriftsprachen und mehr als 100 Muttersprachen und unzählige Dialekte. Daraus kann man sich die Schwierigkeiten für die ganze Nation vorstellen. In CALCUTTA machten wir im Hause unserer indischen Freunde in einer Situation die Erfahrung, dass sich die Köchin nicht mit dem Zimmermädchen verständigen konnte, weil beide aus verschiedenen Gegenden stammten und daher die eine mit der anderen nicht zurechtkommen konnte und sie nicht verstehen. Am meisten wird Hindi gesprochen.

Wenn wir einmal auf der Straße Inder nach der Richtung fragten, versuchten sie stets höflich und hilfsbereit zu sein und sagten einfach "Yes", auch wenn sie keine rechte Vorstellung hatten, was wir wollten. Nie fragten wir nur einmal nach einer bestimmten Richtung, sondern lieber mehrmals, weil die Antwort "Yes" auch "No" heißen konnte. Ich mag es nicht, jemanden zu enttäuschen, wenn er sagt "Ich habe keine Ahnung" oder "Es ist mir nicht möglich, über Ihre Frage nachzudenken". Stets versuchten wir, uns mit intelligent aussehenden Indern zu verständigen, um Erfolg zu haben. Dann entstand gleich ein Gedränge um uns herum, wenn unsere freundlichen Helfer in ihren Antworten nicht gleich mit uns zurechtkamen; sie hörten wohl zu, aber dann zogen sie zu unserem Vorteil doch ab. Mit vielen gebildeten Indern kamen wir in Kontakt; wir führten ziemlich ernsthafte Gespräche, häufig und freimütig über philosophische und religiöse Fragen, ganz besonders mit unseren sehr gastfreundlichen und liebenswürdigen Wirtsleuten, einer Hindufamilie in MADRAS, bei der wir viele Tage wohnten und ihr Heim als unser Standquartier für das südliche Indien ansehen durften. Wir hatten unsere Freude an Plauderstunden mit den verschiedensten Indern, selbst wenn es nur in recht kümmerlichem Englisch möglich war, aber auch mit anderen Touristen, meist jungen Leuten aus der ganzen Welt; sie waren stets aufs höchste interessiert und teilweise auch sehr vergnügt. Dabei besuchten wir sechsmal Rotary Clubs; die Mitglieder in einer kleinen, aber volkreichen südindischen Stadt kamen meist von aus-

wärts und überaus liebenswürdig und behandelten uns wie königliche Gäste. Mehrmals wurde Frank gebeten, an Versammlungen teilzunehmen und dabei über Westaustralien und die Tätigkeit von Mandurah Rotary zu berichten – er tat das in seiner begeisternden und ehrlichen Art.

Kaum einer kann sich vorstellen, wie wir mit der so verschiedenen indischen Art von Ernährung zurechtkamen. In Südindien sind die Lebensmittel sehr verschieden von denen im Norden. In den kleineren südindischen Restaurants wird nie Fleisch angeboten, die Menschen strenge Vegetarier. So war auch unsere Hindufamilie eingestellt und aß weder Fische noch Eier. Die größeren Hotels sorgen für die fremden Touristen und bieten "Continental food" an, aber man hält sich ziemlich davon fern, weil es niemals ganz sauber gekocht ist außer in einem 5-Sterne-Hotel. In Nordindien, besonders in KASCHMIR, ist dagegen Fleisch erhältlich, meist Huhn und Hammel, ganz ausgezeichnet – für Mohammedaner wird streng nach islamitischer Vorschrift das Fleisch geschlachtet. In Nordindien legt man mehr Wert auf Gewürze und weniger auf Curry wie im Süden. Im Norden isst man weniger Reis und mehr Getreide und Brot. Man warnte uns vor Wasser aus der Leitung, es sei ungesund; außer in Flaschenabfüllung. So bekamen wir in guten Restaurants stets nur einwandfreies H₂O aus Flaschen und fanden auch in unserem Hotelzimmer dieses vor. Für Touristen war bei allen Mahlzeiten und im Leben im allgemeinen in dieser Beziehung alles billig. Wenn wir dann um die Rechnung baten, brachte uns der Kellner mit ihr zusammen auf einer Untertasse einige Aniskörner, die wir dankend nahmen und kauten. Gut für die Verdauung!

Es war spaßig, unsere Hindufreunde bei ihren Essgewohnheiten zu beobachten. Normalerweise essen die meisten Inder anstatt mit einem Essbesteck mit den drei Fingern ihrer rechten Hand, waschen sich natürlich vorher und auch hinterher die Hände, wozu besondere Gefäße in Tischnähe stehen, auch in den Hotels und Restaurants ist das so. ausgezeichnet! Diese Art zu essen verlangt, ganz langsam zu speisen – ausgezeichnet! Alles kommt in appetitlichen, rostfreien Stahlschüsseln, Platten, Tassen, Krügen und Näpfen auf den Tisch, in ganz verschiedenen Formen und Größen. Eine indische Mahlzeit, wie wir sie in unserer Hindufamilie angeboten bekamen, bestand aus großen Schüsseln mit Reis und Dhal (Linsen) und dazu sieben bis acht kleineren Zwischengerichten, immer kräftig gewürzt, und natürlich Chappatis (Sauerteigbrot). Süßigkeiten sind im allgemeinen sehr süß; Kompott und Gebäck bilden den Abschluss. Nicht mein Geschmack!

Für uns war die indische Ernährungsweise zu arm an Rohkost, das ergab einige Verdauungsschwierigkeiten. Als Ausgleich versuchten wir Obst und Gemüse zu bekommen, und das konnte auch geschält werden (Bananen, Äpfel, Möhren, Pampelmusen); wir tranken Tee und Kaffee und Fruchtsäfte aus Flaschen. Einmal waren wir zu einer Hochzeit eingeladen; dort wurde das Essen sehr appetitlich für jeden Gast auf großen Bananenblättern serviert. Was übrigens die indischen Ehen anbetrifft: meistens werden sie noch immer von den Eltern bestimmt, aber ein Teil der jungen Generation zieht es doch vor, sich selbst seinen Partner für das Leben zu wählen, nur ist unveränderlich dabei, dass die Zustimmung der Eltern gesucht wird, die auch in den meisten Fällen gern gegeben wird.

Das billigste Restaurant, das wir einmal auf der Reise an einer Bushaltestelle entdeckten, war folgendes: am Straßenrand hockte eine Frau mit einem Kochtopf vor sich, in dem sie Reis hatte. Ein halbnackter Mann hockte sich daneben, die Frau schöpfte eine Handvoll Reis auf ein großes Blatt auf dem Boden. Der Mann schlang das Ganze schnell hinunter, die Frau goss ihm etwas Wasser über die Hände und dann noch etwas zum Trinken. Schon war er fertig, holte eine Münze irgendwoher aus seinem Lendentuch, warf sie zur Bezahlung hin und ging seiner Wege. Im großen und ganzen

haben wir nirgends so wie etwa in Afrika oder anderen Teilen der Welt in Indien hungrige Menschen gesehen. In den letzten wenigen Jahren ist Indien dazu gekommen, sich selbst zu versorgen. In den Slums haben wir allerdings oft Bettler angetroffen und auch Kinder, die im Straßenunrat nach etwas Essbarem herumsuchten und -wühlten oder auch nach Papier und Holzresten, um Feuer zu machen. Und dann auch nach allem, was noch irgendwie zu Geld zu machen war. Wie würden sie in unserer "Wegwerf-Gesellschaft" ihr Glück machen!

Geschäfte gibt es in Indien aller Art, angefangen von den primitiven Händlern am Straßenrande, die alle möglichen Dinge auf dem Pflaster ausbreiten, bis zu den erstklassigen Läden, Warenhäusern und Supermärkten. Viele armselige Verkaufsstände an den Straßen, Karren mit Fahrrädern und ein paar Brettern darauf ermöglichen Ungezählten dürftiges Einkommen und dienen obendrein oft als eine Schlafgelegenheit. Im allgemeinen waren die Läden gut gefüllt. Da es nun so viele Geschäfte in Indien mit all den Händlern längs der Straßen gibt, kann man unglaublich farbige Straßenszenen erleben, lebensprühend und interessant am Tage wie auch in der Nacht. Aber da gibt es oft bedrückende Bilder mit den Ärmsten der Armen, die links und rechts der Fuß- und Fahrwege, auch unter einer Brücke oder sonstwo, eng zusammengekauert zusammen mit ihren wenigen Habseligkeiten und Handelssachen schlafen.

In den von den Touristen bevorzugten Landschaften wie in NEPAL und KASCHMIR, sind die Antiquitätenläden vollgestopft mit Kunsthandwerk aller Art. Dort wurden wir ständig angesprochen und bedrängt, doch etwas zu kaufen. "Billig, meine Dame, Mam Sahib, billig, nicht zu teuer!" und dann immer das "Was wollen Sie geben?" wir mussten also feilschen und handeln, aber nicht in den Läden der Regierung und auf dem Supermarkt; dort galten feste Preise.

Die Wohnungsfrage ist das große Problem in ganz Indien. Während wir durch das südliche Indien reisten, fanden wir, dass die einheimische Landbevölkerung in ihren Dörfern weit besser dran war, so primitiv es auch dort aussehen mochte, meist Schlamm-(Lehm-)hütten mit Dächern aus Palmlättern oder Stroh, in Gruppen oft malerisch von Bäumen und Feldern umgeben. Solche Dörfer machen den Eindruck von guter Nachbarschaft, Familiengemeinschaft und Zusammengehörigkeit. Dagegen gibt es in den Städten hässliche Siedlungen von riesigen Ausmaßen, Armenviertel (Slums), die unsere Augen mehr bestürzten als andere gut gebaute Vorstädte. In CALCUTTA hatten wir völlig verwüstete Bilder vor uns, man nennt sie "die Wunde Indiens": Flüchtlinge aus Bangladesch vermehren noch die bereits chaotische, unmenschliche Situation, dazu die Bevölkerungsexplosion der Nachkriegszeit. So entstand eine internationale Geschichte dieser Stadt voller Schrecken. Der Unrat und Dreck, die Müllhaufen und der Staub bedecken ganze große Flächen, der Gestank ist unbeschreiblich, die menschliche Tragödie ist viel schlimmer als in MADRAS. Die überladenen Busse sind völlig verschmutzt, riesige Lastautos für die Müllabfuhr, eingeebte und zerkratzte Taxis, Dreiradfahrzeuge, eigentlich nur für 2 Fahrgäste bestimmt, mit 6 bis 8 überladen! Völlig verwahrloste, baufällige Wohnhäuser und dann auch wieder ganz großartige Bauten, architektonisch und kultiviert aus britischer Zeit.

Im Gegensatz dazu lebten wir in einer schönen, großen Wohnung indischer Freunde in einem sonst ziemlich heruntergekommenen Haus in der Innenstadt. Diese Wohnung, ein wahres Juwel an gutem Geschmack, Sauberkeit und Ordnung, rief in uns gemischte Gefühle hervor (so wie wir in einem uralten Mercedes mit Chauffeur durch die Stadt fuhren und dabei in einem solchen Maße von dem Elend rundherum bestürzt waren, dass wir die "Schöne Aussicht auf CALCUTTA" gar nicht voll genießen konnten). Unsere Bewunderung gilt all denen, die wie Mutter Theresa und ihre Mitarbeiter und andere private Wohlfahrtsorganisationen versuchen zu helfen und immer wieder

zu helfen. Unglücklicherweise gibt es viel Veruntreuung und Misswirtschaft in den Kreisen der Verwaltung. CALCUTTA wird immer wieder heimgesucht von Arbeiterunruhen infolge der Verschlechterung der Produktion. Die Stromerzeugung ist ziemlich hoffnungslos, die elektrische Versorgung der großen Stadt ist nur ab und zu in Ordnung, zum wie wir sie mehrfach erfahren mussten, zum Alltag gehören solche Störungen. Bengal, dessen Hauptstadt CALCUTTA ist, hat eine kommunistische Regierung und ist daher eine Brutstätte für diese Verhältnisse.

In einem starken Gegensatz zu diesen uns so erschütternden Erfahrungen hatten wir unsere ganz große Freude am ländlichen Südindien, dessen Leben sich kaum verändert zu haben scheint in den letzten Jahrhunderten mit seinen verschiedenen handwerklichen Tätigkeiten, wo sich Männer und Frauen am Flussufer treffen und dort ihre Kleidung waschen, die schmutzigen Sachen ausziehen und danach die gewaschenen Stücke zum Trocknen auf dem blanken Boden auslegen; wo Bauern ihre Felder mit oxsenbespannten Holzpflügen bearbeiten, wo kleine Schafhirten, Buben und Mädels, ihre Herden von Ziegen, Schafen oder Wasserbüffeln bewachen, wo Männer gegenüber ihren winzigen Lädchen oder Hütten schwatzen, Karte spielen oder im Schatten ein Schläfchen machen, wo Frauen, gekleidet in die farbenprächtigen Saris ihrer Landschaft, Wasser vom Dorfbrunnen, in großen Messinggefäßen stolz heimwärts tragen auf einem Pfad, der sich an den Lehmhütten entlangschlängelt, wo Frauen die Dorfstraße kehren oder Ballen von Kuhdung zum Trocknen in der Sonne auslegen, oder wo sie miteinander schwatzen und dabei ihre Säuglinge stillen, wo sie ihr Küchengerät mit Sand schrubben, bis es glänzt, und den Schmutz abspülen unter dem fließenden Wasserhahn oder am Bach, wo die Dorfbewohner mitten im saftigsten Grün ihrer Reisfelder arbeiten oder wo sie mit der Hand (Sichel) das Korn ernten und es bisweilen auf dem Fahrweg ausstreuen, wo es durch die Räder vorüberfahrender Wagen gedroschen wird – eine einfache Methode –; wo die Spreu vom Weizen getrennt wird und in runden Weidenkorbschalen fortgebracht wird, wo Frauen und Männer an der Straße hocken und Stunde um Stunde Steinbrocken zerschlagen für den Straßenbau oder Schlammsteine (Ziegel) herstellen; wo kleine Gruppen miteinander spielen und lachen und die große Schwester oder der Bruder auf ihrer Hüfte eines der Geschwister herumtragen, wo die größeren Kinder bei der Hausarbeit helfen und täglich oft schwere Lasten schleppen jeder Art und Größe, und wo sich groß und klein, besonders die jüngsten Nacktfrösche eingeseift vom Kopf bis zum Hinterteil, vergnügen unter der erfrischenden Brause aus dem allgemeinen Wasserhahn. Was wäre das für uns für eine Offenbarung gewesen, hätten wir nur ihre Sprache verstehen und ihre Gedanken lesen können!

Auf der einen Seite bekamen wir einen Begriff von der Einförmigkeit und grausamen Wirklichkeit der nackten Lebensnotwendigkeiten und auf der anderen von der Zeit, die nicht das Wichtigste zu sein schien. Keiner war in Eile, der Alltag atmete eine Stimmung voller Frieden, Anerkennung und Zufriedenheit. Es war wie ein Kaleidoskop, jeder Szenenwechsel, den wir fasziniert beobachteten, der uns so unwirklich erschien in jeder Weise. So war es schwer, all diese Fülle sofort in uns aufzunehmen, soviel breitete sich von Minute zu Minute vor unseren Augen, Ohren und Nasen aus. Die Straßen sind in Südindien im allgemeinen recht ordentlich und gut instandgehalten. Wir fuhren über Alleen, gesäumt von mächtigen Bäumen mit breitem Geäst, an Felshängen vorbei (Granit anstehend im Gelände), durch Gebiete mit rotgefärbter Erde, durch dichte Plantagen mit Kokospalmen, durch verwilderte junge Waldungen entlang von Gebirgsstraßen, die sich in gefährlichen Haarnadelkurven winden und Ausblicke in Täler von atemberaubender Schönheit bieten – und dann nahe der Grenze von BUTAN in der Landschaft von Darjeeling auf Straßen, die auf manchen Strecken ziemlich gefährlich sind durch die häufigen Erdbeben, wie sie der kürzliche Monsunregen

erst wieder verschuldet hatte. Zu unserer Überraschung entdeckten wir viele Sträucher und Blumen, die auch in Westaustralien wachsen, und auch unseren australischen Eukalyptus (gumtrees) begrüßten uns in vielen Gegenden.

Nun ist Indien nicht nur die Geburtsstätte von Hinduismus und Buddhismus, sondern umfasst auch viele andere Religionen und Sekten wie den Islam oder die Jains, Sikhs und Parser und natürlich auch das Christentum. Man kann Indien ansehen als die am meisten religiöse Nation der Erde, die Gründer der verschiedenen Religionen stehen alle auf dem gleichen Boden. Das Leben in Indien ist voll religiöser Ehrfurcht; die großartigsten Bauwerke auf dem Lande sind nicht Wohnhäuser oder geschlossene Betonblöcke der Behörden, sondern Hindutempel und -altäre, wunderbar bemalt und geschnitzt wie leuchtende Sandburgen. Selbst das Betteln ist in Indien eine weihevollere Handlung und keine soziale Schande, nur eine bewusste Selbstverleugnung. Das unendlich komplizierte und weithin unverständliche Kastensystem ist und bleibt für die meisten Menschen aus dem Abendland ein Geheimnis. Die Einteilung in Kasten ist offiziell von der Regierung aufgehoben, aber sie ist immer noch etwas Besonderes im indischen Leben geblieben. Es ist nicht so sehr ein System der Trennung als eine Art von sozialer Verpflichtung, es fordert seine eigenen Ordnungsrituale und Verhaltensformen in einer Gesellschaft, die sonst völlig durcheinander und unregierbar wäre.

Südindien ist zum Teil berühmt durch seine vielen Tempel und Heiligtümer (Altäre), die uns oft tief beeindruckten. Die überladenen und farbenprächtig ornamentierten Hindutempel stehen überall in Stadt und Land, sie beherrschen das Bild und überwältigen durch die riesige Größe. Man errichtete sie als Symbol des Hinduglaubens, einige bereits im 2. Jahrhundert. Aus der Entfernung betrachtet ist der Eindruck der von Mauern umgebenen Türme sehr gewaltig, doch überwältigt dann im Inneren die Fülle der verschwenderischen Ornamente, der komplizierten Darstellungen der in Stein gemeißelten Figuren noch mehr. Das ist kaum zu beschreiben. Immer wieder suchten wir zu erfahren, wie sich indisches Leben und die rituellen Handlungsweisen um diesen Mittelpunkt der Gemeinschaft drehen; Tempel, Altäre und die Gefühle der Menschen konzentrieren sich auf die verschiedenen religiösen Feste, die Hindus und Buddhisten und auch andere Glaubensgruppen miteinander feiern. In CALCUTTA erlebten wir so ein großes Fest mit, es hatte den Namen Dasai und war wie vergnügter Karneval. Die meist kunstvollen, hoch aufgerichteten Standbilder der Gottheiten waren das Ziel aller, ob jung und alt, reich und arm, die sie anbeteten. Die Vorbereitungen zu solch einem Fest sind lang und eingehend, das gesamte Volk nimmt daran teil und freut sich mit. Finanziell trägt jede Gegend das bei, was in ihren Kräften steht. Die verschiedensten Gottheiten werden verehrt, jeder Hindu tut das auch zu Hause. Wir sahen, wie früh am Morgen jeder jeden Alters unterwegs war mit ihren Opfergaben an Reis, Blütenblättern und geweihtem Reispuder für ihre Gottheiten. Da beteten sie zu ihnen, warfen sich vor ihnen nieder, allein oder in Gegenwart ihrer Priester. In den Alltag solcher frommen Menschen sind viele religiöse Gebräuche einbezogen. Hinduismus ist keine Religion in unserem Sinne, er ist ein Weg zu einer bestimmten Lebensgestaltung. Hindus glauben an Einen Gott Brahman, und seine Offenbarungen sind die anderen Gottheiten. Der Hinduismus lehnt die anderen Religionen nicht ab, sondern er umfasst sie; er behauptet auch nicht, dass bei ihm alle alles Heil liege. Unsere Hindufamilie betete jeden Morgen in ihrem privaten Andachtsraum und Heiligtum, in dem sich Bilder von Christus, Buddha und anderen Heiligen oder sogenannten Avatars befanden (außer ihrer persönlichen Gottheit). Die Frau des Hauses schmückte regelmäßig die Haustür mit gewissen religiösen Reispuder-Mustern. Während einer längeren Busfahrt erlebten wir es mehrfach, wie unser Busfahrer an einem Schrein am Straßenrande anhielt und ausstieg, um zu beten. Da betrat ein Priester unseren Bus und bot jedem Mitfahrenden außer uns geweihtes Wasser und brennenden Camphor an.

Tanz und Musik sind in Indien in erster Linie religiöser Natur. Was wir dort im Fernsehen außer den Tagesnachrichten sahen und hörten, waren Filme über sehr begrenzte Themen, viele mit süßlichen, romantischen Liebesszenen (aber niemals mit Küssen!). Auch in der Öffentlichkeit ist Küssen in Indien völlig undenkbar. Wir hörten sehr viel Musik auf den traditionellen Instrumenten und sahen dazu Tänze. Eine 21-jährige Medizinstudentin, Tochter unserer Hindufreunde und Kennerin der traditionellen indischen Tanzkunst, hatte sich viele Jahre ihr gewidmet; alles hat so konnte sie uns einen guten Einblick geben in die Kompliziertheit der Tanzschritte, der Hand- und Fingerbewegungen und der Mimik – alles hat ja eine religiöse Bedeutung.

Als Unterkunft wählten wir stets aus der oberen Reihe der Mittelklasse-Hotels, die alle gleich waren; sie hatten stets eine freundliche Bedienung und waren sehr sauber, auch die YMCA-Hotels und Gästehäuser. Am Nationalen Unabhängigkeitstag (15. August) luden uns die YWCA-Mädchen ein, an der Flaggenhissung teilzunehmen und an einer Veranstaltung zu Gunsten von Waisenkindern und solchen aus der Armenküche. Nachmittags hatte die Union Carbide ein Zusammensein für christliche Familien organisiert; aber kein Mensch erinnerte dabei an die kürzliche, so schreckliche Tragödie in Bophal.

Wo wir auch immer unterwegs anhielten auf unseren Wanderungen und Fahrten, immer bekamen wir auf unser freundliches Lächeln sofort ein strahlendes Aufleuchten der Augen von einem Kind, einer Mutter mit ihrem Baby an der Brust, von einem alten Mann, der am Wege hockte – und auch dann, wenn wir meinten, sie hätten in all ihrer Armut wirklich nichts zu lachen. Wie überall in der Welt, so fanden wir auch in Indien, ganz gleich, welcher Kaste oder religiösen Gemeinschaft zugehörig, ganz entzückende Kinder. Diese köstlichen Kindergestalten, dunkelbraune Nackedeis oder ohne Hosen, nur mit einem losen Hemd bekleidet, schauten uns unverwandt mit ihren wunderbaren schwarzbraunen Augen an. Entzückende Schulkinder in ihren meist weißen Trachten (Uniformen) die größeren mit ihrem blauschwarzen, sorgfältig mit Kokosöl geglätteten Haar, kunstvoll geflochten und mit bunten Bändern nett gemacht und dazu ein kleines Gesteck aus frischen Blumen – an ihnen allen konnten wir uns nicht satt sehen, auch nicht an den Frauen im allgemeinen, die sich so würdevoll gerade hielten und daherschritten, auch sie jeden Tag mit ein paar frischen Blumen im Haar.

Überrascht waren wir, wenn wir sahen, wie sauber und ordentlich diese Menschen jeden Morgen aus ihren doch so bescheidenen Behausungen oder Heimen herauskamen (außer den ganz armen Tagelöhnertypen, die fast nichts verdienen): frisch gewaschene und geglättete weiße Hemden dazu. Von all diesen persönlichen Erfahrungen und Kontakten ausgehend, können wir unseren Eindruck vom indischen Charakter nur so zusammenfassen: es sind friedliche, höfliche, hilfsbereite, geduldige, meist gastfreundliche, natur- und familienverbundene Menschen, nicht materialistisch, aber sehr stolz auf das, was sie religiös und kulturell ererbt haben. Natürlich soll das nicht heißen, dass jeglicher negative Charakterzug fehle, wie er sich bei jeder Rasse und allzu menschlich unter den jeweils gegebenen Lebensbedingungen findet. Der Inder ist gewöhnt an Freud und Leid, an Unglück und Tragödien; aber, "wenn der Topf überkocht", wie wir es erst kürzlich in Indien erleben konnten, bricht leicht Gewalttätigkeit hervor. Und doch kann unsere westliche Welt, die so materialistisch eingestellt ist, das eine oder andere noch von Indien lernen.

Wir wurden oft nach den Höhepunkten unserer Reise gefragt. Solche Höhepunkte gab es natürlich mannigfach in den verschiedenen Gegenden. Für uns war die Hauptsache immer die persönliche Begegnung. Abgesehen von der sich so wunderbar entwickelnden Freundschaft mit unserer Hindufamilie war es der Aufenthalt in der südindischen

Waldeinsamkeit bei unserem Swamifreund (einer Art Mönch), der in einer kleinen Einsiedelei lebt und sich fürsorglich um die Gebirgsbewohner in seiner Nähe kümmert. Wir waren bei ihm zu Gast und empfanden den tiefen Segen und den Frieden seines Herzens und hörten diesem durch tiefe Erkenntnisse und Weisheit hochgebildeten Manne dankbar zu. Auch unser Besuch bei einer Sadguru, einer hochgebildeten, geistigen Heiligen Frau in MADRAS ist uns unvergesslich geblieben.

Was unsere Naturerlebnisse anbetrifft, so waren die Tage oben in den Bergen mit ihrem Blick auf die majestätischen Gipfel des Himalaya von Darjeeling aus und dann im islamitischen KASCHMIR, wie auch in NEPAL, unbeschreiblich schön und rissen uns immer wieder zu dankbarer Bewunderung hin. Und nicht friedlicher und glückseliger konnten wir sein als auf unserem Hausboot auf dem Nageen-See in SRINAGAR.

Zwei Tage vor dem endgültigen Abschied von Indien wurde für uns zu einem ganz besonderen Lichtblick dann noch in DELHI ein erstes Treffen mit unserem tibetischen "Patenkind," einem Flüchtlingswaisenkind, das wir als 15jährigen Buben in unsere Obhut genommen hatten (finanziell), und das nun zu einem prächtigen jungen Mann von 24 Jahren herangewachsen war. Er kam ganz schnell von Katmandu aus zu uns herüber (geflogen), um uns endlich einmal zu sehen. Unser Telegramm hatte er rechtzeitig erhalten und wusste somit unsere Adresse. Wenige Monate vorher hatte er sein Examen bestanden und war Ingenieur der Milchwirtschaftskunde geworden. Das war nun für uns Pflegeeltern ein denkwürdiger Augenblick, als wir uns in die Arme schlossen. Einmal hatten wir ihn als "Tenzin Norbu" kennengelernt, und nun betrachtete er sich als unseren "Sohn". Dankerfüllt durften wir feststellen, dass sich unsere jahrelange Fürsorge und finanzielle Hilfe im reichsten Maße gelohnt hatten.

Es ist nicht schwer zu begreifen, dass unsere Indienreise uns viel gegeben hat. Wenn wir auch unsere Köpfe jetzt noch über so manche ganz unmögliche Situationen und – nach unserer Meinung – Unzulänglichkeiten, mit denen wir fertigwerden mussten, schütteln, so mussten wir doch immer wieder die Bereitschaft bewundern, mit der die Inder im Augenblick das Unabänderliche hinnehmen. In Anbetracht dessen, dass Indien die volkreichste Demokratie der Welt ist und dazu eine führende Industriemacht, sieht es sich wie seine Nachbarn ernstern Problemen gegenüber. Die politische junge Generation kämpft darum, das politische Leben sauber zu halten, das Bevölkerungswachstum zu kontrollieren und die verschiedenen Volksgruppen voranzubringen und zu fördern. Viele Gruppen, aber leider nicht genügend, wie der Rotary Club, die Lions Clubs und verschiedene religiöse und wohltätige Organisationen, darunter das SAVE THE CHILDREN-Werk mit seinen Förderern und Freunden, tun ihr Bestes, den Armen zu helfen und mit Spezialprogrammen vor alle den unwissenden Kranken (bes. Leprakranken, Polioopfern) zur Seite zu stehen. Diese Aufgaben erscheinen ungeheuer, und immerfort kommen Hilferufe zu den Menschen außerhalb Indiens. Wir leben hier in solch einer betriebsamen und wohlhabenden Welt im tiefsten Frieden und erfahren eigentlich nur durch Dias und Filme etwas von den großen Tragödien (z. B. in Afrika) wie Hunger und Krieg, die uns wohl ans Herz greifen aber es ist doch etwas ganz anderes, wenn man mit eigenen Augen einmal unmittelbar menschliches Elend mit angesehen hat, einen toten Jungen, der da, nur mit einem Tuchfetzen bekleidet, auf der Straße lag neben unserem Hotel – so etwas macht ganz klein und demütig und bringt einem sein eigenes glückliches Schicksal zu Bewusstsein. Und dann stellt sich die Frage, womit man das verdient hat und ob man als Mensch seine Bestimmung verwirklicht, dieses Glückes wert zu sein. Das ist es was uns Indien gelehrt hat.

Wichtig ist mir, zu betonen, dass es etwas ganz anderes ist, Indien wirklich zu kennen, als eben nur einmal etwas davon gesehen und gehört zu haben. Man muss die totale Erfahrung machen. Mit den Augen mag man wohl die Armut sehen, dazu das Fremd-

artige, die alten Sitten und Überlieferungen, das ist die eine Seite und dann wieder das vergeistigte Leben im Alltag, kein Hasten und Drängen wie bei uns im Westen, die große Stille der Berglandschaften (Dschungel) im Süden und der überwältigend großartigen und majestätischen Gipfel des Himalaya im Norden, und auch nicht zu vergessen die einsamen Sandstrände entlang der Ostküste und am Indischen Ozean.

Man kann den betäubenden Verkehrslärm in den gedrängt vollen Straßen hören und das Geschrei auf den Bahnhöfen und Bushaltestellen und dann wieder etwas weiter Trompetenklänge, die den Tod und eine Begräbnisprozession eines Dorfbewohners verkünden, und ebenso kannst man sich freuen über das einsame Spiel einer Flöte draußen auf dem Lande von Nepal oder über den Gesang eines Imam, der am frühen Morgen von einer Moschee über den Kaschmir-See herüberklingt.

Man kann die Müllhaufen riechen überall auf den Plätzen in der Stadt oder den scharfen Geruch aus den offenen Abwasserkanälen in den meisten Städten, und dann wieder die von Weihrauchduft erfüllten Tempel und schlichten Gebetsräume mit ihren Schreinen, aber über diesem allen liegt der würzige Duft von Fichten und Pinien im Hochgebirge oder die goldenen Porzellanfarben im Abendlicht über der Landschaft von Srinagar.

Man kann sich stoßen an den schmutzigen Sitzen in den überfüllten Bussen oder an den Geländern und den Zügen und dann wieder in den lieblichen Wiesen in den Tälern von Kaschmir daliegen und die weiche Luft fühlen oder die frische Brise wie in Darjeeling, wenn sie nach Sonnenuntergang die Wangen streichelt, und man kann das laue Seewasser durch die Finger gleiten lassen bei der ruhigen Fahrt in einem Boot über den stillen Nageen-See. (Srinagar-Kaschmir)

Man kann heiße, würzige und kräftige Kost im Süden haben und sich im Norden die köstlich schmeckenden Früchte und Nüsse zu Gemüte führen.

Wenn man einmal ganz seinen Verstand beiseitelässt bei all diesen Erfahrungen und Wahrnehmungen, dann bleibt die Erkenntnis einer inneren Offenbarung, die Gott in Indien als seiner eigenen Fußbank eingepflanzt hat. Man kann dem nicht entgehen ohne den Glauben und die Überzeugung, dass Indien in der Welt eine lebenswichtige Rolle zu spielen hat. Das liegt begründet in seinen geistigen Werten, und auf seinem langen Weg wird Indien zu einer Brücke der menschlichen Gemeinschaft werden zwischen Ost und West.

(Übertragen aus dem Englischen von Ernst Hennig, Ericas Bruder)